Zeitschrift: Judaica : Beiträge zum Verstehen des Judentums
Herausgeber: Zürcher Institut für interreligiösen Dialog
Band: 19 (1963)

Artikel: Wir Christen und die Juden
Autor: Schlatter, Adolf
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-961273

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 17.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

WIR CHRISTEN UND DIE JUDEN*

Von Adolf Schlatter, gest. 19. Mai 1938

Unser Anliegen muß es sein, daß wir auf dem Weg Jesu den Verkehr mit der Judenschaft suchen. Wir haben freilich dabei auch kirchliche Ziele. Der katholische Missionar erstrebt den Eintritt des Juden in seine Kirche, der evangelische seinen Anschluß an einen der evangelischen Verbände. Es muß aber doch für uns alle das große Anliegen bleiben, daß wir im Umgang mit den Juden auf dem Weg und im Dienst Jesu bleiben. Wann und wie dies geschieht, darüber können wir uns ein Urteil bilden. Denn ein großer Teil des Neuen Testaments zeigt uns das Ringen Jesu und seiner Boten mit der Judenschaft.

Die Verpflichtung, uns darüber zu besinnen, scheint mir dringend zu sein. Jede missionarische Arbeit ist dadurch gefährdet, daß sie auf den Standort des Gegners hinübergezogen wird. Er stellt ihr die Frage und verlangt das Mitdenken mit seinen Vorstellungen. Sehr rasch nach der apostolischen Zeit ist die Kirche dem jüdischen Anspruch erlegen, da sie nach dem Vorgang der Judenschaft im Alten Testament das von Gott diktierte Gesetzbuch sah, aus dem sie die neuen Sätze der christlichen Botschaft zu beweisen habe. Schon die Apologetik des zweiten Jahrhunderts sprach jüdisch mit den Juden und hat sich dadurch ohnmächtig gemacht.

Wir haben die Bahn Jesu verlassen, wenn wir den Juden einladen, Lehre gegen Lehre oder Gesetz gegen Gesetz oder Menschen gegen Menschen einzutauschen.

---

* Dieser Aufsatz Schlatters wurde im Jahre 1930 im Freizeiten-Verlag zu Velbert im Rheinland als Broschüre gedruckt. Er erscheint hier als Reprise, nachdem sich der Todestag des Verfassers gerade zum 25. Mal gejährt hat. Schlatters Forderung, daß wir «auf dem Weg Jesu den Verkehr mit der Judenschaft suchen», ist heute unter Christen nicht sehr verbreitet, macht aber seine Schrift gerade heute umso lesenswerter.

«Wir haben aus dem Gesetz gehört, daß der Christus ewig bleibe», Joh. 12, 34. Das Begehren, das damit an Jesus gestellt war, hatte starken Grund. Der Messianismus der Schrift sprach in der Tat von einer letzten, bleibenden Offenbarung Gottes, vom «letzten Teil der Tage», in dem sich das göttliche Ziel enthülle, das, nachdem es geschaffen ist, bleibt. Der kommende König, den Jesaja verhieß, herrscht ohne Ende, und der Menschensohn, den Daniel schaute, beseitigt die menschliche Herrschaft ganz und für immer. Die Offenbarung Gottes, die der nach Jerusalem zurückgewanderten Gemeinde verheißen war, schafft den neuen Himmel und die neue Erde. Dagegen ergab das, was Jesus war und tat, der wie das Weizenkorn in die Erde fiel, einen Kontrast, der nach einer Auflösung verlangte. Die Kirche hat diesem Anspruch überreichlich gehorcht und aus prophetischen Stellen eine christliche Dogmatik hergestellt. Davon unterscheidet sich die Antwort Jesu wesentlich. Seine Antwort war: «Das Licht ist bei euch; wandelt im Licht, glaubt an das Licht, solange ihr es habt.» Damit war der Anspruch, daß er den Talmud durch einen Talmud ersetze, gänzlich abgelehnt. Er war inspirationsgläubig wie seine Gegner und hat im Christusbild der Schrift den Leitstern für seinen Weg gesehen. Während die Fragenden nur dumpf empfanden, daß der Gang Jesu zum Kreuz alle geheiligten Überzeugungen umwarf, wußte er klar, warum er denen, die ihn nach der Schrift fragten, als Gotteslästerer galt. Er sah, wie weit ihn seine Gottessohnschaft, die ihn verpflichtete, auch in den Banden das königliche Recht für sich in Anspruch zu nehmen, von dem entfernte, was der Jude die Majestät und Gnade Gottes hieß. Petrus dachte genau wie jeder fromme Jude, als er Jesus, weil er ihm sein Kreuz zeigte, widersprach und diesen Ausgang Jesu unmöglich hieß, da ja Gottes Macht und Gnade bei ihm war, Matth. 16, 22. Ebenso sprach der Satan ganz wie ein frommer Jude, als er Jesus die Verheißung vorhielt, daß ihn Gottes Engel auf ihren Armen tragen werden, so daß er zu jedem Wagnis ermächtigt sei, weil den, der Sohn Gottes ist, Gottes allmächtiger Schutz in jeder Gefahr umgibt, Matth. 4, 6. Ebenso fand Kajaphas ohne jedes Zaudern die Zustimmung aller um ihn versammelten Führer Israels, als er sagte, es sei eine unerträgliche Gotteslästerung, daß der sich Gottes

Sohn heiße, der gefesselt vor ihnen stand und wußte, daß er am nächsten Tage schmählich am Kreuze ende, Matth. 26, 65. Offenbart Gottes Wirken nicht notwendig seine Allmacht, der nichts widersteht, und besteht seine Gnade nicht darin, daß er die, die er erwählt und mit seiner Liebe beschenkt, durch die Fülle seiner Gaben selig macht? «Du tust mir kund den Weg zum Leben; vor dir ist Freude die Fülle», Psalm 16, 11; darin sah der Jude Gottes Merkmal, und darum war dies nach seiner Meinung das unentbehrliche Kennzeichen dessen, durch den sich Gott offenbart.

Dennoch sprach Jesus mit den Juden nicht als der perfekte Exeget, nicht als der Besitzer der höheren Erkenntnis, nicht als der Bringer des besseren Talmud, nicht als der neue Rabbi, sondern als «das Licht», dessen Leuchten an den Menschen den Anspruch stellt, daß er es sehe und ihm glaube. Denn Gott sucht nicht bloß unsere Gedanken, sondern uns.

Bei Matthäus zeigt das Abschiedswort Jesu den Jüngern, warum er sie von den Pharisäern getrennt hat und warum diese Trennung unaufhebbar ist. Aber das erste Wort dieser Rede sorgt dafür, daß sich die Jünger nicht der Lehre wegen vom Rabbinat trennen, Matth. 23, 2. 3. Daß dieses auf dem Sessel Moses sitzt, bleibt anerkannt, und die Forderung Jesu lautet: «Tut und bewahrt alles, was sie sagen.» Daß dies schon früh und bis heute als unglaublich und anstößig empfunden wurde, ist leicht begreiflich. Allein die in jenem Spruch formulierte Regel gehört unzweifelhaft in die Geschichte Jesu hinein und bildet einen wesentlichen Teil seiner Sendung. Wir freilich, die wir mit Gott hadern, kritisieren und schelten die Geschichte und sehen in der Welt um uns her nur Unheil und Dämonisches. Jesus dagegen sah in Kraft seiner Einheit mit dem Vater auch in der früheren Geschichte Gottes Hand und hörte auch im Munde des Rabbi Gottes Wort. Sein Spruch sagt freilich nicht, daß er allem, was im Lehrhaus des Rabbi über den Sinn der Gebote und über Gottes Verkehr mit den Vätern gesagt wurde, zustimme. Davon verging vieles als kindisch. Jesus hat es aber den Jüngern verwehrt, daß sie ihren Unterschied von den Juden gleichsetzen mit dem Unterschied zwischen der reinen Lehre und der Irrlehre. Nicht deshalb ist der Jünger vom Rabbi freigemacht, weil dieser eine unvollkommene oder falsche Lehre

vortrage. Denn Jesus hat dem Jünger nicht deshalb das Himmelreich versprochen, weil er ein Rechtgläubiger sei. Er hat den Hochmut der Rechtgläubigkeit nicht gleichzeitig im Rabbi zerstört und im Jünger gepflanzt.

Die Formeln «Rechtgläubigkeit» und «Ketzerei» sind vorchristlich und jüdisch. Warum es in Jerusalem zu dieser Wertung der Lehre kam, zeigt jene Versammlung des palästinischen Lehrstandes, in der über die Frage abgestimmt wurde: «Was ist größer, die Lehre oder das Werk?» Dieser Beschluß hatte großes praktisches Gewicht, weil der Fortbestand der theologischen Lehrarbeit von ihm abhing. Der Beschluß lautete: «Die Lehre ist größer; denn die Lehre führt zum Werk.» Das Rabbinat urteilte richtig. Denn ohne den Gedanken gibt es keinen Willen, ohne die Kenntnis Gottes keinen Gottesdienst, ohne die Lehre kein Werk. Diese Überzeugung formt auch die ganze Wirksamkeit Jesu; denn seine Gabe an die Menschen besteht in seinem Wort. «Er verkündete und lehrte.» Was wir dem Juden zu geben haben, ist das christliche Wort. Wenn wir aber deshalb aus Jesus einen Rabbi machen, von dem wir nichts anderes empfangen als sein Wort, weil sein Wort nichts anderes sei als Gesetz, sind wir von Jesus weg auf den jüdischen Standort zurückgetreten.

Das göttliche *Gesetz* war dasjenige Wort, auf das das Rabbinat in seiner klassischen Zeit mit ernstem Eifer hörte. Das Gesetz stand als der Mittler zwischen Gott und dem Volk und maß ihm seinen Anteil an Gott zu. Denn wir können Gottes Hilfe nicht empfangen, wenn wir ihm nicht gehorchen. Wollen wir in der Gemeinschaft mit ihm leben, so müssen wir ihm dienen und seinen Willen tun. Die unantastbare Geltung des Gesetzes gab daher der Gemeinde den Bestand und die Festigkeit, und die gottesdienstliche Sitte wurde das Band, das ihr die Einheit gab und heute noch gibt. Daher wurde das Gespräch zwischen dem Juden und dem Christen, wenn der Jude die Frage stellte, oft zur Erörterung der religiösen Sitte, welche gottesdienstliche Handlung Gott wohlgefällig sei, der Sabbat oder der Sonntag, der jüdische oder der christliche Kalender, die Beschneidung oder die Taufe, das Pessach oder das Abendmahl, und für die Lebensführung der einzelnen stellte sich die Frage so, welche Ethik die reinere, höhere Ausprägung des göttlichen Willens sei.

Wenn diese Frage unseren Verkehr mit den Juden leitet, bleibt Jesus verhüllt. Den Anspruch Gottes an uns Menschen hat Jesus in seiner ganzen Größe enthüllt und ihm die vollendete Bejahung gegeben. Das Merkmal des Christus, das sein Recht erweist, nach der königlichen Macht zu greifen, ist der vollendete Gehorsam, und ohne ihn gibt es für seine Jünger keinen Anteil an Gottes Reich. Die zentrale Frage des Neuen Testaments ist dieselbe wie die des Judentums, nicht die nach der Erkenntnis, auch nicht die nach der Seligkeit, sondern die nach der Gerechtigkeit. Nach dem Urteil Jesu ist das, was uns verdirbt, unsere Schuld. Darum gibt er uns den Glauben an ihn, weil damit unsere Gottlosigkeit und Ungerechtigkeit endet. Darin ist die Christenheit mit der Judenschaft eins, daß sich beide um das gute, Gott wohlgefällige Werk bemühen. Dennoch ist das, was Jesus hat und gibt, etwas anderes als ein vertieftes Gesetz und eine gebesserte Sitte. Wenn uns der Austritt der jüdischen Christen aus der Judenschaft an die Trennung der evangelischen Christen von der Papstkirche erinnert, so verhüllen wir uns, was geschah. Denn die Reformation hat ein neues Lehrgesetz an die Stelle des alten und eine neue Gottesdienstordnung an die Stelle der alten und ein neues geistliches Amt an die Stelle des alten Priestertums gesetzt. Der Unterschied, der die Jünger Jesu von der Judenschaft trennte, war ungleich tiefer und von anderer Art.

«Das Gesetz ist durch Mose gegeben.» Ungezählte Male ist dieser Satz vom Rabbinat wiederholt worden, und er benennt sachkundig die Stelle, an der das Neue am Alten hing. Gabe, von Gott gegebene Gabe, ist das Gesetz, nicht von Mose erfunden, sondern durch ihn gegeben. Dieser Satz beleuchtet aber zugleich das, was die Trennung zwischen den beiden Gemeinden schuf. Durch Mose, nicht durch Jesus ist das Gesetz gegeben, und das, was durch Jesus entstand, ist nicht ein Gesetz, sondern die Gnade und die Wahrheit, Joh. 1, 17. Denn in Jesus spricht nicht der fordernde, sondern der gebende und wirkende Gott mit uns. Gnade ist anhebende, frei gebende Güte. Sie steht über dem Gesetz und seinem Anspruch an das menschliche Wollen und Wirken. Sie schändet den Schuldigen nicht, sondern überwindet die Sünde und fordert von uns nicht unseren Dienst, sondern macht uns zu Empfängern ihrer Gaben,

mit denen wir nun Gott dienen und seinen Willen tun. Darum bringt die Gnade die Wahrheit mit sich; sie ist das Ende des Schauspiels, das wir vor Gott aufführen, und des falschen Scheins, mit dem wir uns verstecken. Durch das Gesetz wurde die Frömmigkeit zur Einübung einer Sitte, durch die die Anpassung an die Gemeinde vollzogen wurde. Diese ist aber immer das völlige Gegenteil zur Wahrheit, auch wenn sie mit großem und erfolgreichem Eifer eingeübt wird.

«Ihr habt nicht den Geist der Dienstbarkeit empfangen», Röm. 8, 15. Dienst Gottes entsteht durch Gottes Geist, und es ist eine große Begnadigung des Menschen, wenn er zum «Sklaven Gottes» wird, zu dem, der nicht sich selbst, sondern Gott gehört und mit seinem ganzen Wirken an den Willen Gottes gebunden ist. Aber nicht das, sagt Paulus, ist das, was ihr empfangen habt. Denn den Geist, der Knechte Gottes schafft, erzeugt die Furcht. «Ihr habt den Geist der Kindschaft empfangen.» Ihr habt ihn empfangen, weil er die Gabe Jesu ist und das Werk Jesu wirkt. Das ist unsere Aufgabe, als die frei Gewordenen dem Juden die Freiheit zu zeigen und ihn in die Freiheit zu führen. Die Freiheit lockt nicht nur, sie erschreckt auch, und es ist tief begründet, daß der Mensch sich vor ihr fürchtet. Denn er weiß, daß er mit der Entfesselung seines selbstischen Willens sich ganz zerstört. «Guter Meister» sagte der Jüngling zu Jesus, Mark. 10, 17, und er wäre überaus froh gewesen, wenn ihm Jesus als gütiger Rabbi ein Gebot genannt hätte, das ihm das ewige Leben unzweifelhaft garantiert hätte. Dieses Verlangen nach einem Meister, der uns an sich bindet und dadurch den eigenen Glauben und die eigene Tat erspart, bewegt immer wieder die Völker. Jesus dagegen macht uns von den Führern frei, die ebenso blind sind wie die, die sie führen, Matth. 15, 14. Denn er stellt uns nicht unter ein Gesetz, sondern vor den wirkenden, gebenden Gott! Damit verschwindet die Angst vor der Freiheit. Denn wir sind eben dadurch, daß wir über das Gesetz hinaufgehoben sind, in dasselbe gestellt. Gottes Wirken in unserem inwendigen Leben macht uns zu denen, die das Gesetz aufrichten, Röm. 3, 31, weil durch Gottes Werk der Zwiespalt zwischen Gottes Gesetz und unserem Willen, zwischen unserer Pflicht und unserem Werk überwunden wird. Darum hat Matthäus den Unterricht Jesu mit der

Enthüllung des unaufhebbaren Zwiespalts geschlossen, der das Gesetz und das natürliche Begehren des Menschen entzweit und aus dem Diener des Gesetzes den Schauspieler macht, der der geweißten Außenwand der Grabkammer gleicht und andächtig zu den Gräbern der getöteten Propheten pilgert. Aus dieser Not, die aus unserem Gottesdienst die keuchende Mühsal von Lastträgern macht, rief Jesus die Seinen zu sich, damit sie sein gültiges Joch und seine leichte Last empfangen.

Solange das Gesetz regiert, ist der Mensch der Gegenstand unserer Verehrung. Denn das Gesetz spricht unseren Willen an, macht unser Vermögen wirksam und bindet unser Schicksal an unsere Leistungen. Daher bemühen wir uns, wenn wir uns auf den jüdischen Standpunkt stellen, darum, die menschlichen Leistungen miteinander zu vergleichen und ihren Wert abzuschätzen. Wer ist größer: Jesus oder Hillel, Paulus oder Gamaliel? Wer leistete für den Frieden und den Wohlstand der Völker mehr: die Synagoge oder die Kirche? Wer hat die reinere und fruchtbarere Sittenlehre: die Bergpredigt oder das jüdische Gesetzbuch, in dem die Satzungen der palästinischen Lehrer gesammelt sind? Das ist nicht die Frage, zu der uns der Blick auf Jesus führt. Als der Jude vor ihm stand, der überschlug, was Jesus als Nazarener leisten könne, und ironisch sagte: «Aus Nazareth kann es etwas Gutes sein», Joh. 1, 46, hielt Jesus nicht eine Lobrede auf Nazareth, und hat er nicht sein Nazarenertum verherrlicht. Darum hat er auch Nathanael nicht einen Spötter und Verächter, sondern einen echten Israeliten ohne Trug genannt. Denn Jesus hat sich nicht auf den Menschen gestützt und nicht vom Menschen das Heil erwartet, auch dann nicht, als er sagte, daß das Heil von den Juden komme, Joh. 4, 22. Eben dies nannte er die Schuld des Juden, daß er nach der Herrschaft des Juden verlange und nicht nach der Herrschaft Gottes, und seine eigene Gerechtigkeit suche, nicht die Gerechtigkeit Gottes. Er hat für den Verkehr mit der Judenschaft die größte Wichtigkeit, daß wir das Thema des Römerbriefes nicht nach der von Luther stammenden Weise umdeuten, bei der an die Stelle der Gerechtigkeit Gottes unsere Gerechtigkeit tritt, die Gottes Gnade uns zurechnet. Paulus hat nicht davon gesprochen, ob die jüdische oder die christliche Gerechtigkeit die bessere sei, sondern davon, ob Gottes Ge-

rechtigkeit bestehe und geschehe oder die meine und die deine, mag ich Christ oder Jude, evangelisch oder katholisch sein. Das mächtige Wort des Paulus: «Ich bin nichts», 2. Kor. 12, 11, muß uns im Verkehr mit dem Juden immer leiten. Er hat es denen gesagt, die das Rabbinat in die Kirche übertrugen mit den «überhohen Aposteln», die wie ein Patriarch aussahen, und den stolzen Evangelisten, die die Gemeinde wie ein Rabbi mit der Geißel knechteten. Dieses «Ich bin nichts» steht auf dem Vordersatz: «Er ist; ich rufe euch zum gnädigen Gott.» Nur dann bringt uns die Einrede des Juden nicht zum Schweigen, wenn er uns fragt: «War denn nicht auch Jesus ein Jude?» Ja, er war es auch in seinem letzten Gedanken und höchsten Ziel[1]. Ihr könnt ihn deshalb verwerfen, weil er Jude war. Dann tut ihr dasselbe, was seine Sippe und sein Dorf, die Nazarener, taten; das bringt euch noch nicht den Fall. Damit steht ihr unter seinem Wort: «Wer den Menschensohn lästert, dem ist es verziehen[2].» So sprach derselbe Jesus, der den spottenden Nathanael erwählt und mit dem Glauben begnadet hat. Er ruft uns aber nicht deshalb zu sich, weil er Jude ist, sondern deshalb, weil er, der Jude, der Fleisch seiende Mensch, den Vater kennt, den keiner kennt, der auch dann noch, wenn er durch sein Gesetz zu uns spricht, für uns der Verborgene bleibt; und darum ist es gefährlich, ihn zu lästern, und erlebtes Gericht Gottes, nicht an ihn zu glauben, Joh. 3, 18.

Es ist darum nicht ohne Bedenken, wenn wir unseren Verkehr mit den Juden an die Evangelisationsmethode der Reformatoren binden. Sie begannen mit der Erkenntnis der Sünde und sahen in ihr die Bedingung des Glaubens, das Ende der Eigenliebe, die sich selber rühmt und an sich selber glaubt, den Schlüssel zum Verständnis des Kreuzes Jesu. Freilich können wir im Verkehr mit keinem Menschen, auch nicht im Umgang mit den Juden, seine Sünde ignorieren, seine heimliche Gottlosigkeit, die Beflecktheit seines Gottesdienstes, seines Gebets, das mit den Lippen geschieht,

---

[1] Vgl. Schlatter, Hülfe in Bibelnot, Der Gott der Patriarchen und Propheten, S. 86. Freizeiten-Verlag.

[2] Vgl. Schlatter, Gesunde Lehre, Die Sünde wider den Heiligen Geist, S. 76. Freizeiten-Verlag.

während das Herz von Gott fern bleibt, seiner glückshungrigen, eigensüchtigen Erfüllung der Gebote, die die eigene Größe vor Gott und Menschen ausstellt. Kein menschlicher Verkehr ist möglich und fruchtbar, der nicht sichtbar macht, daß Jesus dazu gekommen ist, um Sünder zu retten. Allein, wenn uns Jesus nur in dem berühren soll, was sündlich ist, und nur deshalb für uns Bedeutung gewinnt, weil wir Sünder sind, bleiben wir auf uns zurückgebeugt und mit uns beschäftigt. Das war nicht der Weg Jesu. Denn er zeigt uns die Herrlichkeit Gottes, die Herrlichkeit der Gnade und Wahrheit. Darum sagt er: «Wenn ich nicht gekommen wäre und zu ihnen geredet hätte, hätten sie keine Sünde», Joh. 15, 22. Damit hat uns Jesus das genannt, wohin wir gemeinsam unseren Blick zu richten haben. Er ruft die schuldig Gewordenen nicht, um ihnen ihr Elend zu zeigen, sondern weil es bei ihm vergeht, als der Arzt, der dem Kranken die Krankheit nicht beschreibt, sondern sie heilt. Die Enthüllung der pharisäischen Sünde ist bei Matthäus Jesu letztes Wort, nicht sein erstes; es begründete die Verwerfung Jerusalems, nicht den Glauben. Ebenso wird uns unsere Unfähigkeit zum Glauben am Schluß des Evangeliums durch den verleugnenden Petrus gezeigt, nicht an seinem Anfang. Denn das Urteil «Sünde» gewinnt erst dann Sinn und Grund, wenn die Gabe Gottes empfangen ist. Zur Schuld wird uns nicht das, was uns fehlt, nicht das natürliche Unvermögen, das unseren Willen lähmt, nicht die Leere unseres Verstandes, für den Gott verhüllt bleibt, sondern zur Schuld wird uns, was wir empfangen haben und dadurch mißbrauchen, daß es unserem eigensüchtigen Begehren dienen muß.

Wenn wir den Juden mit dem beschäftigen, was menschliche Sünde und Frömmigkeit ist, wird er in der Kirche nur das finden, was jüdisch ist. Vieles in der Kirche ist jüdisch, nicht nur das Alte Testament, sondern auch unsere Gottesdienstordnung, unsere Woche mit dem Sonntag, die völkische Verfassung der Kirche, unser kirchliches Amt. Was die Judenschaft in einer langen Geschichte als ihre Verfassung herausgearbeitet hat, hat der jungen Kirche weithin als Vorbild gedient. *Wir haben aber den Juden zu dem zu führen, was in ihr christlich ist, zum Neuen,* was Jesus als seine Gabe in das Judentum und in die Menschheit hineingelegt hat. *Dieses Neue ist die Gotteskindschaft.* Das war damit gegeben, daß

er selbst in seiner Gottessohnschaft den Grund seines königlichen Rechts besaß. Um seiner Gottessohnschaft willen ist er weder Gnostiker noch Rabbi noch Bußprediger, sondern der Schöpfer der neuen Gemeinde, der Herr.

Unter dem Druck der talmudischen Scholastik und Gesetzlichkeit entstand auch in der Christenheit oft der Gedanke, durch den Anschluß an Jesus kämen zum jüdischen Gesetz noch einige Zusätze hinzu; als Jude glaube man an die Einheit Gottes, als Christ glaube man auch noch an die Trinität; als Jude glaube man an die Erwählung Israels, als Christ glaube man außerdem noch an die der Menschheit gewährte Gnade; als Jude glaube man an die Sühnkraft des Opfers und der jetzt dem Juden noch möglichen Ersatzleistungen, als Christ glaube man nur an die sühnende Kraft des Todes Jesu. Dieser Gedankengang bleibt jüdisch; er setzt diejenige Fassung des religiösen Verhaltens fort, die die Präzisionsbewegung des klassischen Rabbinats kennzeichnet. Der eine überbot den anderen durch vermehrte und verschärfte Regeln. Nein! Nicht ein Zusatz zu dem, was du hast, wird dir gegeben. Gotteskindschaft: das macht alles neu. Sie ist das, was wir nicht schon durch die Natur empfangen und was uns auch keine gesetzliche Schulung verschafft. Sie ist nicht das Werk des Menschen; sie ist Gottes schöpferisches Werk. Wir müssen den Mut haben, den Juden so vor Jesus zu stellen, wie Jesus Nikodemus vor sich gestellt hat. *Nicht eine Erweiterung seines Besitzes bot er ihm an, sondern er verhieß ihm die Geburt aus Gott*, Joh. 3, 3.

Das muß dem Juden an seinem ganzen Besitz gezeigt werden. Ich hebe *drei Dinge* hervor, die uns besondere Schwierigkeit bereiten: *den Schöpfergott, die Heilige Schrift* und *die geheiligte Gemeinde.*

1. Der erste Satz der Schrift: Im Anfang schuf Gott den Himmel und die Erde, war das kostbare Kleinod Israels; es blieb aber in der Judenschaft ein vergrabener Schatz. Josephus hat auf den Vorwurf der Griechen: «Ihr Juden habt nichts zu unserer Kultur beigetragen, denn ihr habt keine Erfinder hervorgebracht», stolz geantwortet: den einen Gott zu kennen und mit seinem Gesetz den unzerbrechlichen Volksverband herzustellen, ist mehr als jede einzelne Entdeckung. Er konnte mit Recht urteilen, der Grieche habe seine Antwort bekommen. Aber der jüdische Stolz war nicht

imstande, zu dieser Frage ein ganz wahres Wort zu sagen. Wäre die Erkenntnis des Schöpfers fruchtbar gewesen, mußte sie dann nicht die starke Liebe zu Gottes Werk erzeugen, die sich der Natur mit wacher Beobachtung und treuer Arbeit hingibt? Statt dessen hat die griechische Weise, die Natur zu deuten und auszunutzen, die Judenschaft nur verwirrt. Daraus entstand lähmender Schicksalsglaube, jüdischer Zauber und Astrologie und im größten Teil des Volks jene Haltung, die Jesus an einem der beiden Söhne Gottes mit durchdringender Klarheit beschrieben hat. Gib mir mein Erbe! Luk. 15, 12. Das ist die selbstherrliche Überantwortung der natürlichen Gaben an die Eigensucht. Aber dieselben Vorgänge, die an der Umgebung Jesu sichtbar sind, haben sich durch den Erwerb unseres Naturbildes und unserer Technik mit verstärktem Maß in der Judenschaft wiederholt. Der Anteil an unserem natürlichen Wissen und Können hat auf das Judentum nur erschütternd gewirkt und Vorgänge wie den Spinozismus und den Marxismus erzeugt. Wer Spinoza folgt, bemüht sich, die Unruhe des inwendigen Lebens dadurch zu beseitigen, daß er sich ganz zu einem Teil der Natur macht und das inwendige Geschehen als die Begleitung der mathematisch geregelten körperlichen Bewegungen deutet. Wer Marx folgt, leitet die ganze menschliche Geschichte aus den natürlichen Trieben ab und sieht in ihrer Sättigung den einzigen Beruf der menschlichen Gemeinschaft. Auf beiden Wegen verzichtet der Mensch auf das Menschliche in ihm. Und doch gibt das alte jüdische Schrifttum dem Menschen ungezählte Male den Namen «Geschöpf». Ihr nennt euch Gottes Werk und versinkt in die Natur. Paulus erklärt uns, warum das so sein muß. Er hat die beiden Namen nebeneinander gestellt, die unser doppeltes Verhältnis zu Gott beschreiben: «Gottes Geschöpf» und «Gottes Kind», Röm. 8, 19. 23. Ist nicht auch das erste der Grund zu nie endendem Jubel, zu strömender Danksagung? Ja — dann, wenn und deshalb, weil das zweite gilt. Für sich allein bleibt der Name «Geschöpf» ein unlösliches Rätsel. Denn du, der du Gottes Geschöpf bist, bist in die Eitelkeit und Vergänglichkeit versenkt. Eine nichtige, kraft- und leblose Kreatur — das ist ein schweres Rätsel. Wie wird es hell? Auf das Kreatursein folgt ein zweites Verhältnis zu Gott; du wirst Gottes Kind. Wie endet das Schlem-

men und Darben im Bereich der natürlichen Güter, das abwechselnd den jüdischen Typus ergibt? Geh zum Vater, hat Jesus gesagt; ich mache aus dir Gottes Kind. Das bedeutet aber nicht nur eine Wandlung in der Wirtschaft und in der Politik, sondern das Ende des Judentums. Denn die beiden Söhne, die im Gleichnis Jesu nebeneinander stehen, sind stammverwandt. «Ich habe mit heißem Bemühen dir gedient, gib mir meinen Lohn.» Das ist die religiöse Parallele zur selbstherrlichen Verwaltung der natürlichen Kräfte. Darum hat auch immer der eine Bruder den anderen als seinen Genossen anerkannt, und der jüdische Bankier und der Rabbi sind auch heute vereint die Säulen des Judentums.

Dann verkehren wir nach Jesu Weg mit dem Juden, wenn wir ihn zum gläubigen Gebrauch der Natur anleiten. Wir dürfen ihn weder zum Versinken in der Natur noch zur Flucht aus der Natur verführen. Aber der gläubige Gebrauch der Natur ist dem Kinde Gottes gegeben, niemand sonst. Damit wir über die natürlichen Vorgänge Herr werden und die natürlichen Güter heilsam gebrauchen, müssen wir über die Natur emporgehoben sein. Es gibt aber für uns keinen anderen Standort oberhalb der Natur als den, den uns Gottes Gnade dadurch bereitet, daß sie aus uns Gottes Kinder macht. Die Aufgabe, die uns unsere heutige Lage an dieser Stelle auflegt, ist riesengroß.

2. Der kostbare Besitz der Judenschaft ist *die Schrift.* Diente sie ihr zum Heil oder zum Unheil? Wenn man das mit dem Neuen Testament zeitgenössische Judentum betrachtet, kann unser Urteil heftig schwanken. Das ist deutlich, daß die Schriftkenntnis des klassischen Rabbinats unvergleichlich war; ebenso deutlich ist, daß seine Schriftkenntnis nicht neben seinem Leben und Handeln lag wie ein toter, unbenutzter Besitz, sondern daß die Frommen die biblischen Worte und Geschichten beständig bei jedem Schritt mit ihrem Handeln verwoben und mit ihnen ihre Entschlüsse begründeten. Im Hörsaal Akibas ist mit größtem Ernst um jeden Buchstaben des Gesetzes gerungen worden. Aber daraus wurde eine angebliche «Wissenschaft», die wie ein dichter Nebel beides verhüllte, die Welt und die Schrift. Vor den Kämpfern, die mit dem Heer des Titus um die Freiheit Jerusalems rangen, vor Simon Bargiora und Johannes von Gischala, neige ich mich in aufrichtiger

Verehrung, wenn sie nach den fürchterlichen Hungermonaten und nach dem Tempelbrand auf der Tempelbrücke von Titus nur das eine begehrten, daß er ihnen den freien Abzug erlaube; wohin? In die Wüste, dorthin, wo sich der Christus mit seiner Schar vereinigen wird! Das heißt hoffen. Aber dieser unerschütterliche Glaube an die jetzt sich erfüllende Weissagung hat Jerusalem in Phantasterei und darum in einen Ozean von Jammer und Sünde versenkt[3]. Wo liegt dafür die Hilfe? Was schützt uns davor, daß uns die Bibel in die Narrheit und Sünde führte? Wie dient uns das göttliche Wort zum Heil? Dem Kinde Gottes dient es zum Heil. Wir brauchen nicht nur zum Verständnis, nein! noch viel mehr zum Gebrauch der Schrift Jesus und seine Gabe.

Es ist unsere Pflicht, mit den Juden und für die Juden das Alte Testament zu lesen, und ebenso dringend ist es, daß wir mit ihnen und für sie das Neue Testament lesen. Diese Aufgabe türmt sich wieder berghoch vor uns auf, und sie geht uns Theologen besonders nahe an. Denn die Weise, wie wir wissenschaftlich am Alten und Neuen Testament arbeiten, wirkt in die Judenschaft hinüber und zieht ihre Theologen in die Mitarbeit mit uns hinein. Der Jude muß bei uns lernen, die beiden Testamente gläubig und kritisch zu lesen, nicht mit einer Schwankung, die ihn jetzt gläubig und dann kritisch macht, nicht mit innerer Zerrissenheit, bei der der eine Gedanke den anderen verklagt, der kritische den gläubigen und der gläubige den kritischen, sondern mit festbegründeter Erkenntnis und einheitlichem Willen. Wenn der Jude unfähig ist, sich der Schrift gegenüber gläubig zu verhalten, wie soll er dann auf Jesu hören und sein Wort fassen? Jesu Gabe und Wirkung ist der Glaube. Und wie soll er vom Rabbinat frei werden und sich von der Tradition und der Geschichte seines Volkes lösen, wenn er nicht kritisch denken lernt, wenn er nicht die innere Freiheit erlangt hat, die ihn fähig macht, das Verhältnis dessen, was ihm gesagt wird, zu dem ihm selbst gegebenen geistigen Besitz zu messen? Hat er kritisch denken gelernt, so denkt er immer so, ob er den Pentateuch oder die Evangelien liest, eine Predigt hört

---

[3] Vgl. Schlatter, Geschichte Israels, S. 322—335. Calwer Vereinsbuchhandlung, Stuttgart.

oder eine wissenschaftliche Arbeit studiert oder eine Zeitung liest. Und hat er gläubig denken gelernt, so denkt er ebenfalls immer gläubig, ob er den Dekalog hört oder Jesus nach Golgatha begleitet. Er hat beides zu üben in jedem Denk- und Lebensakt. Was hilft hier? Ich weiß nur einen, der hier helfen kann: den, der aus uns Gottes Kinder macht[4].

Kinder Gottes sind offen für Gottes Wort, und sie sind keines Menschen Knechte. Sie haben ein Eigenleben empfangen, das ihnen das sehende Auge gibt, das den Unterschied der Zeiten und Gaben und Berufe wahrzunehmen vermag. Wird uns die Schrift zum Gesetz, so wird sie uns nicht nur zur Qual, sondern auch zum Fall. Darum hat eifrige Bibelgläubigkeit und ein hochgespannter Inspirationsbegriff die Judenschaft nicht vor schwerem Fall geschützt. Zum Licht wird die Schrift nur dem, der aus Glauben lebt. Darum war Jesus nicht der Knecht, sondern der Herr der Schrift, und darin erwies er sich als Gottes Sohn.

Es wird oft Mühe kosten, bis das Wort Glaube für einen Juden den Sinn bekommen hat, den ihm Jesus gegeben hat. Auch in der Judenschaft wird nicht selten in Worten und Taten eine kräftige Betätigung des Glaubens sichtbar. Paulus war keineswegs der erste, der den Glauben Abrahams gepriesen hat, und zur Glaubensmahnung Jesu: «Ihr Kleingläubigen, euer Vater weiß, was ihr bedürft», hat die jüdische Literatur enge Parallelen. Auch ein Rabbi konnte sagen: Jedem, der hat, was er heute zum Essen braucht, und sagt: Was werde ich morgen essen? fehlt es am Glauben. Diese Betätigungen des Glaubens beziehen sich aber immer auf die freundliche, hilfreiche Gestaltung der äußeren Verhältnisse und umfassen das inwendige Leben des Menschen nicht. Dieses bleibt das uns übergebene Eigentum, der Machtbereich, über den wir mit unserem Willen verfügen. Die Evangelien beschreiben diese Lage sachkundig, wenn sie dem Rabbinat den Satz zuschreiben: Genesung, Hilfe für einen Gichtbrüchigen gibt Gott, das darf man glauben. Vergebung der Sünden gibt es dagegen nicht, das kann und darf man nicht glauben. Das bleibt ein Geheimnis, das in Gott verborgen ist. Brot gibt Gott, nicht Geist. Diese gebrochene

---

[4] Vgl. Schlatter, Hülfe in Bibelnot, S. 99ff., 273ff. Freizeiten-Verlag.

Haltung des Glaubens läßt sich nicht beseitigen, solange der Mensch zwischen sich und Gott das Gesetz sieht. Damit ist er auf sich selbst verwiesen und hat in sich die Kraft zu suchen, die sein Verhältnis zu Gott regelt. Es gehört zum Ruhm des Rabbinats, daß es sich die Erkenntnis bewahrte, daß sich auf diesem Wege Gewißheit nicht erreichen läßt, daß vielmehr auch auf der höchsten Stufe der Gesetzestreue, die die Satzungen ohne Unterbrechungen erfüllt, die Frage offen bleiben müsse, wie die menschliche Leistung im göttlichen Urteil gewertet werde. Jener Glaube, mit dem sich der Mensch ganz in Gottes Hand ergibt und den Stützpunkt seines Lebens in Gott findet, kann nur dann entstehen, wenn wir vor ein Werk Gottes gestellt sind, das das ganze menschliche Leben erfaßt, das heißt, *wenn wir den Sohn Gottes sehen.* Jetzt wird der Glaube nicht nur die Aneignung eines uns angebotenen Gedankens, denn wir sind mit unserem gesamten Leben zu Gott berufen, und er bleibt auch nicht nur die Zuversicht zur gütigen Leitung unseres Geschicks; denn wir sind mit unserem inwendigen Leben empfangend und wirkend unter die göttliche Gnade gestellt. Jetzt ist der Glaube das alles umfassende Ja für Gottes alles gebende Gnade, und damit hat er innerhalb unserer mannigfaltigen religiösen Betätigung die zentrale Stelle erlangt, und das christliche: «Durch Glauben allein» ist entstanden.

Das bleibt freilich unmöglich und undenkbar, wenn nicht das ethische Problem, die durch das Sündigen entstehende Not, die Heilung empfangen hat, die ihr Jesus bringt. Mit der jüdischen Vergebung, die nie mehr als gütige Nachsicht mit der menschlichen Schwäche und barmherziger Aufschub der Strafe war, läßt sich kein Glauben begründen, das Gerechtigkeit und darum Gewißheit wäre. Auch die jüdischen Lehrer, die die sühnende Kraft des Opfers aufs höchste priesen und zum Beispiel von den beiden täglichen Opfern sagten, daß sie für jeden Tag und jede Nacht alle Schuld von Jerusalem wegnahmen, haben nicht an eine wirksame Vergebung gedacht, die die Sünde überwände und die zerrissene Gemeinschaft mit Gott erneuerte. Denn das Opfer mußte beständig wiederholt werden, und seine Wirkung reichte nur von einer Opferhandlung zur anderen. Dazu, damit uns ein Glaube gegeben werde, der Gottes Gnade mit Gewißheit erfaßt, ist uns der

Anblick Jesu unentbehrlich, des Lammes Gottes, das die Schuld der Welt weggenommen hat und uns dadurch, daß es uns im Glauben mit sich verbindet, die Befreiung von allem Verwerflichen verheißt und verschafft. Nun erst sondert sich auch die Taufe von allen anderen religiösen Waschungen ab und wird begehrenswert. Denn nun tut uns der Spruch, der dem Täufling deutet, was ihm die Taufe gibt: «Ich wasche dich; du bist rein!» das Werk der allmächtigen Gnade kund; denn er sagt uns, was Jesus für uns will und aus denen macht, die sein Ruf mit ihm durch den Glauben vereint.

3. Gottes Werk an den Vätern war die Entstehung der *für Gott geheiligten Gemeinde*, des *Gott gehörenden Volkes*. Die Festigkeit seines zugleich völkischen und religiösen Verbandes gibt dem Juden seinen Stolz und füllt das Leben jedes einzelnen. Ihre Stärke und ihre Schwäche bekommt die jüdische Gemeinde dadurch, daß sie ihre Einheit durch das Gesetz erhielt. Gesetz, auf dem der Glanz Gottes liegt, eint fest, und ein Sakrament, das um Gottes willen vollzogen wird, gibt ein unzerreißbares Band. Daß die Judenschaft die Beschneidung gegen alle Einreden verteidigt hat und trotz allem, was gegen sie spricht, festhält, belegt dies klar. Das Gesetz kann aber unserer Gemeinschaft niemals die Vollendung geben. Es schafft die uniformierte Gemeinschaft; uniformieren läßt sich aber nur das Verhalten, nicht das inwendige Leben! Es schafft die Gemeinschaft der gleichartigen Sitte, die Gemeinschaft des Zwangs. Diese Gemeinschaft schützt aber nicht vor der Sünde, sondern erzeugt sie. Sie ist die übermächtige Verführerin zur Unwahrhaftigkeit, zur religiösen Schauspielerei, zur zwiespältigen Moral, die mit den Genossen nach einem anderen Maßstab verkehrt als mit den Fremden, zur verkrümmten, schmiegsamen Anpassung, zu jenen peinlichen Merkmalen der sogenannten «jüdischen Seele», die nicht das Produkt der Rasse, sondern der Gemeinschaft und Geschichte sind. Führen wir den Juden zu Jesus, so wird ihm dafür das Auge geöffnet werden, und er wird die richtenden und befreiende Wahrheitsmacht der Worte Jesu Matth. 6, 1ff. empfinden. Wir können gegenwärtig oft beobachten, wie schmerzlos und plötzlich der Jude die ganze jüdische Sitte von sich wirft, sowie er sich als ein Gebilde der Natur erkennt und sich

seiner Verwandtschaft mit den Tieren bewußt wird. Dann schmilzt die ganze religiöse Übung mit einem Mal weg wie der Aprilschnee in der Sonne, und es wird offenbar, wie locker die gottesdienstliche Gewöhnung am Menschen hing, daß sie mit seinem Eigenleben gar nicht verwoben war. Das bisher verdrängte Gefühl für die innere Unwahrheit der Zeremonie wird aber nicht nur dann wach, wenn sich der Jude zum Materialisten macht, sondern auch dann, wenn sein Blick Jesus erreicht. Nun bleiben wir aber auf dem Weg Jesu nur dann, wenn wir den Juden nicht so aus seiner Gemeinde herausholen, daß er zum vereinsamten Eremiten wird. Eremitentum und Gotteskindschaft, das läßt sich nicht verbinden, sondern zerreißt uns durch einen unheilbaren Widerspruch. Gottes Werk ist die Stiftung der Gemeinde, nicht nur dann, wenn er sich den Vätern offenbarte, sondern auch dann vollends, wenn er sich im Sohne offenbarte, der darum der Christus heißt, weil er die Gemeinde schafft. Wir finden in Gott die Menschen, im Vater die Brüder. Keiner kann sich Gottes Gnade nur für sich selbst aneignen. Versucht er es, so hat er sich von Jesus getrennt. Denn *Gott ist aller Gott, und Jesus ist für alle gekommen, nicht nur für mich.* Darum gibt uns der Blick auf Jesus auch das offene Auge für die Menschen, mit denen wir verbunden sind, für das, was ihnen fehlt und was sie verdirbt, und für das, was ihnen hilft und ihr Leben mit Gottes Gaben füllt. Wir werden die Menschen nie finden, niemals wirklich zu ihnen kommen, sondern einsam bleiben, wenn wir nicht Gott gefunden haben. Denn ohne ihn wirft unser Ich einen dunklen Schatten auf alles, was um uns her ist, und wir sehen und finden überall nur uns selbst. Diese Not vergeht in Jesu Gegenwart. Indem er uns zum Vater führt, verbindet er uns mit allem, was Gott gehört.

Aber nun wird die Aufgabe, die von uns bewältigt werden muß, wieder riesengroß, und der Dienst, den wir zu tun haben, schwer. Denn nun hält uns der Jude alle Gebrechen der Kirchen, allen Unfug in der Christenheit, alle unsere Unterlassungssünden vor. In diesem Gespräch bleiben wir ohnmächtig, wenn nicht die Grundfrage die Klärung bekommen hat und es deutlich geworden ist, daß es sich bei unserem Gespräch mit den Juden nicht um die Vergleichung von Menschen mit Menschen handelt, sondern um

das, was als Gottes Werk und Offenbarung vor uns steht. Wir rufen den Juden nicht um der Kirche willen in die Kirche, sondern um Jesu willen, nicht, damit er im Pfarrer den modernen und tüchtigeren Rabbi und im sonntäglichen Gottesdienst die reichere Erbauung finde, sondern damit er Gott glaube und Gott gehorche.

Wenn wir an Matthäus die Frage richten: Was habt ihr in eurer palästinischen Kirche mehr gehabt über das hinaus, was die Judenschaft hatte?, so ist die Antwort völlig eindeutig: Nichts haben wir als einzig Jesus; unser Bekenntnis zu ihm ist unser Besitz. Richten wir dieselbe Frage an Johannes: Was hast du in Ephesus vor dir gehabt, was du in Jerusalem nicht hattest?, so ist die Antwort ebenso bestimmt: Nichts haben wir als Jesus. Bis der Jude das begreift, bleibe er Jude, und unsere Aufgabe ist dann die, ihm dazu zu helfen, daß er ein echter Sohn Israels sei ohne Trug.

Dazu kommt aber noch ein Zweites: wir müssen, wie wir selbst nur als die Hoffenden in der Kirche leben können, die, die wir zu ihr rufen, hoffen lehren. Indem wir den Juden zu Jesus führen, bringen wir ihn zu dem, der uns eine Verheißung gab, nicht, damit er nur ein in neuen Farben gemaltes Zukunftsbild bekomme — begehrt er nur dies, so bleibe er bei seinen jüdischen Büchern (vgl. die Henochbücher u. a. m.), die ihm erträumte Zukunftsbilder reichlich geben —, sondern damit er eine Hoffnung habe, ohne die es keine Möglichkeit gibt, die Arbeit zu tun, die der Eintritt in die Gemeinschaft von uns fordert, und die Dienstpflicht zu tragen, die die Zugehörigkeit zur Kirche uns auferlegt.

Auch im Verkehr mit unseren Volksgenossen ist es zweifellos leichter, sie kirchlich, als sie christlich zu machen. Ebenso gibt es für einen Juden manchen gewichtigen Grund, der ihn bewegen kann, falls er etwas von Religion bedarf, das von der Kirche zu beziehen. Im sonntäglichen Gottesdienst wird deutsch gesprochen, nicht hebräisch, und wenn die Ereignisse eine Verschönung durch ein religiöses Symbol wünschbar machen, weiß ein christlicher Pfarrer oft mehr zu geben als ein Rabbi. Ist das aber Hilfe? Wir in der Christenheit können nicht davon lassen, daß wir ernsthaft helfen wollen. Wohin dieser Wille uns führt, ist nach meiner Meinung nicht zweifelhaft. *Wir helfen denen, die in unserer Nähe sind, dadurch, daß wir mit ihnen zu Jesus gehen.*